



Schule der Zukunft

Evangelische Bildungsverantwortung
in der Gesellschaft
Kongress für Eltern, Lehrkräfte,
Schülerinnen und Schüler

**8. März 2001, CongressCentrum
Böblingen**



EVANGELISCHE
LANDESKIRCHE
IN WÜRTTEMBERG
Amt für Information

Augustenstraße 124
70197 Stuttgart
Telefon (07 11) 2 22 76-58

Pressemitteilung

Donnerstag, 8. März 2001

DAS CHRISTENTUM UND UNSERE KULTUR

Ein Plädoyer für mehr Bibellektüre im Religionsunterricht des Gymnasiums

Vortrag von Professor Dr. Manfred Fuhrmann, Überlingen

I.

Pünktlich zu Beginn dieses Jahres wartete die "Frankfurter Allgemeine Zeitung" mit einem Leitartikel aus der Feder Wilfried Wiegands auf; er trug den Titel: "Das Buch der Bücher im neuen Jahrtausend". Der Verfasser entfaltet sein Thema in drei Schritten. Zunächst beklagt er, wie wenig die Bibel unter unseren deutschen Zeitgenossen bekannt und geachtet sei: selbst die Bedeutung des Namens Adam verstehe sich nicht mehr von selbst. An zweiter Stelle legt Wiegand dar, dass die Bibel mitnichten tot und abgetan sei, und zwar dank der Künstler, der Maler, Dichter und Komponisten, wie Beckmanns, Pasolinis oder Schönbergs, die auch im 20. Jahrhundert nicht davon abgelassen hätten, biblische Stoffe als Medium für die Leiden und Hoffnungen der Menschen zu verwenden. Und schließlich weist der Verfasser darauf hin, dass es nicht angehe, die Bibel lediglich als Literaturwerk zu studieren, "ohne sich um ihren religiösen Kern zu kümmern" - sie sei Lebensweisheit, Geschichte und Verkündigung zugleich.

Soweit der Artikel Wiegands, dem man gewiss im wesentlichen zustimmen kann. Er umschreibt das Problem, das hier erörtert werden soll. Es geht um den Verlust der Bibel in weiten Kreisen unserer Gesellschaft, um den Verlust der Christlichkeit, ja - in einem noch weiteren Rahmen - um den Verlust unserer Kultur. Ein solches Anliegen scheint sich schlecht mit dem Generalthema der heutigen Tagung, "Schule der Zukunft", zu vertragen: es ist der Vergangenheit zugewandt; es bemüht sich, ein Defizit der Gegenwart durch die Berufung auf dahingeschwundene Vergangenheit zu erweisen. Doch dieses Vergangene soll nicht um seiner selbst willen angemahnt werden. Wer keine Vergangenheit hat, hat keine Zukunft: Robinson, der Mensch, der ganz von vorn beginnt, ist eine Utopie.

Teilhabe an einer Kultur ist zunächst eine Frage des Sich-Vertraut-Machens, des Kennenlernens: man kann sich nur in dem Maße den Normen, die in einer Kultur gelten, gemäß verhalten, in dem man sich Kenntnisse von ihr verschafft hat. Dies gilt gewiss auch für unsere religiöse Überlieferung: dass man handelt, wie ihre Maximen es verlangen, ist unmöglich, wenn man nicht über sie belehrt worden ist. Sogar der intellektuelle Anteil an der Vermittlung der christlichen Tradition scheint beschädigt zu sein - schon vor sechs Jahren stand in den Zeitungen zu lesen, dass ungefähr die Hälfte der um uns Lebenden nicht im mindesten weiß, was es mit dem Weihnachtsfest auf sich hat.

Den Begriff 'intellektueller Anteil' möge man nicht zu eng auffassen. Damit sind nicht nur abstrakte Leitsätze gemeint. Unsere Überlieferung ist höchst anschaulich und reich an eindrucksvollen Geschehnissen und Gestalten, und Abstraktionen ethischer oder theologischer Art nehmen nur einen geringen Raum darin ein. Kein Gefüge von Normen lässt sich ohne Anschauung, ohne Beispiele oder Bilder vermitteln, auch ein rechtliches oder moralisches nicht, weil der Mensch nun einmal ein psycho-physisches, auch durch seine Sinneseindrücke geprägtes Wesen ist. Der Ausdruck 'intellektueller Anteil' soll also nicht die ästhetische und emotionale Komponente ausschließen; er soll lediglich die Rezeption religiöser Inhalte vom Glauben und von der Applikation im eigenen Handeln abgrenzen.

Ich spreche zu Ihnen als theologischer Laie, als Philologe, als Latinist. Mein Vortrag ist ein Experiment, auf das die Veranstalterin, die Evangelische Landeskirche Württemberg, und ich sich eingelassen haben. Ein Außenseiter soll ein Urteil zu der Frage abgeben, ob angesichts der rapide sich beschleunigenden Entchristlichung der europäischen Menschheit am bestehenden Religionsunterricht geändert werden sollte. Beide Beteiligte hoffen, dass das Experiment etwas einbringt: wenn nicht gerade gänzlich neue Einsichten, so doch vielleicht die Bestätigung dieser oder jener schon vorhandenen Tendenz.

Mit 'Außenseiter' habe ich mich möglicherweise zu grob charakterisiert. Als Latinist, der mit der klassizistischen, alles Christliche ausschließenden Tradition seines Faches nicht zufrieden war, habe ich mich viel mit christlichen Texten, vor allem aus der Spätantike, der Kirchenväterzeit, beschäftigt und Vorlesungen und Seminare darüber abgehalten. Meine Studenten haben sich gern darauf eingelassen, und zumal die fundamentale Denkfigur der Allegorese, der Überlagerung des Wortsinns durch typologische Bezüge, hat sie immer wieder fasziniert. Doch auch ihre Bibelkenntnisse pfl egten, milde ausgedrückt, sehr bescheiden zu sein: viele dokumentierten schon durch die Art, wie sie z.B. der Aufforderung, eine Stelle aus einem Paulusbrief nachzuschlagen, nachzukommen suchten, dass sie die Heilige Schrift noch nie in Händen gehalten hatten. Ein wissenschaftlicher Assistent der Anglistik, dem die Redaktion eines Aufsatzes von mir anvertraut war, hat mich aufgefordert, ich möge doch bitte bei meinen Bibelziten Erscheinungsort und -jahr meiner Ausgabe sowie die Seitenzahl angeben.

Ich bin wohl als jemand, der ständig Bibelesen, Heiligenlegenden, Predigten und sonstige christliche Texte zu verstehen und zu deuten hatte, kein Außenseiter für Sie, sondern eher ein Nachbar von Ihnen. Ich habe zu Beginn eines kleinen Exposés, das ich vor einigen Monaten für diese Tagung anfertigte, den Germanisten Albrecht Schöne, dessen Klage über die mangelnden Bibelkenntnisse seiner Studenten zitiert. Ich könnte diese Klage auch im eigenen Namen führen und Ihnen an Hand von Beispielen aus meinem Ressort zu zeigen versuchen, wie seicht und arm an Sinn christliche Texte für einen Leser werden können, der die ihnen inhärierenden Bezugnahmen auf die Bibel nicht bemerkt.

Ich begnüge mich jedoch mit einem für uns Deutsche näher liegenden Fall, mit eben jenem, der die Klage Schönes veranlasst hat, mit Goethes "Faust". Dort wartet ja schon der „Prolog im Himmel“ mit einer handfesten Anspielung oder richtiger Motivübernahme auf: die Wette, die der Herr und Mephisto abschließen, und zwar, wie der Herr sagt, in Bezug auf "meinen Knecht", verweisen unmissverständlich auf Hiob, setzen Faust dem Helden der alttestamentlichen Dichtung gleich. Schöne führt weiterhin die "Walpurgisnacht" ins Feld, wo die junge Hexe ihren Tänzer, Faust an den Sündenfall erinnert -

"Der Äpfelchen begehrt ihr sehr
Und schon vom Paradiese her"

und beruft sich schließlich auf Fausts Ende, das dem Tode von Moses nachgebildet sei.

Diese Beispiele und tausend andere zeigen, wie sehr die Literatur - nicht nur die deutsche, sondern die ganz Europas - von der Bibel zehrt, in sprachlichen Wendungen und motivischen Entsprechungen und überdies durch ganze Stoffe. Die Autoren haben für ein Publikum geschrieben, das derlei Anspielungen sofort verstand; diese können jetzt, da eigens auf sie aufmerksam gemacht werden muss, nicht mehr denselben Effekt erzielen wie einst - es verhält sich mit ihnen ähnlich wie mit einem erklärungsbedürftigen Witz. Der biblische Horizont der europäischen Literatur ist stark verblasst, und zwar nicht nur für das allgemeine lesende Publikum, sondern auch für jene jungen Leute, die die Beschäftigung mit Literatur zu ihrem Lebensberuf machen wollen. Wir benötigen Kenntnisse von der Bibel und vom Christentum weit über die paar Seiten hinaus, die Dietrich Schwanitz in dem Buch mit dem anmaßenden Titel "Bildung - Alles, was man wissen muss" für diese Gegenstände erübrigt hat, ebenso wie wir Kenntnisse von der Antike benötigen, wenn wir nicht Fremde in unserem eigenen europäischen Hause werden wollen.

In einem ersten Abschnitt soll nunmehr die gegenwärtige Beschaffenheit der höheren Schule als des wichtigsten Transmissionsriemens für Kultur skizziert werden: nicht aus sich selbst, sondern durch einen summarischen Überblick über deren Geschichte. Es folgt sodann ein Katalog der Materien, die Bibel und das Christentum betreffend, deren Kenntnis für einen Abiturienten wünschbar wäre, der am Kulturganzen teilhaben, kurz, der gebildet sein möchte, und hieran schließen sich Bemerkungen zur Wirkungsgeschichte der Bibel an, aus philologisch-historischer Sicht, damit in Umrissen erkennbar werde, wie sehr die Bibel am Bau dessen beteiligt war, was wir unter Europa als einer kulturellen Einheit verstehen. An letzter Stelle soll eine Art Summe für den gymnasialen Religionsunterricht gezogen werden: was von all dem Wünschbaren lässt sich unter den gegenwärtigen Bedingungen überhaupt verwirklichen, oder, anders ausgedrückt, müsste man nicht die Methoden und Inhalte des Faches ändern oder ergänzen und überdies eine Erhöhung des Stundendeputats fordern, weil ihm in unserer allen Bindungen abholden Selbstverwirklichungs-Gesellschaft so viele Aufgaben zugewachsen sind.

II

Die Theorie des Dramas kennt den Begriff „Fallhöhe“. Sie verwendet ihn als Parameter für den Sturz eines tragischen Helden. Wenn man ihn auf das Bildungswesen, auf die Traditionsbrüche, die dort stattgefunden haben, übertragen will, dann muss man wohl das Ganze der Entwicklung ins Auge fassen: nicht die letzten ein oder zwei Jahrhunderte, sondern die gesamte Spanne von Karl dem Großen bis zur Gegenwart - nur sie lässt die "Fallhöhe" richtig erkennen, die zumal das zwanzigste Jahrhundert verursacht hat. Nicht

als ob die Wiederkehr von Zuständen wünschbar wäre, die zu Zeiten Goethes, Luthers oder Karls des Großen geherrscht haben. Die „Fallhöhe“ ist zu erheblichen Teilen mit guten Gründen von einsichtsvollen Männern herbeigeführt worden, denen die Last der Tradition zu viel Gewicht erhalten zu haben schien, die glaubten, dass sich die Schule zu weit von der Lebenswirklichkeit ihrer Zeit entfernt habe.

Die europäische Kultur ist von Anfang an nicht homogen gewesen, nicht in sich stimmig und nicht aus einem Guss. Sie hat einen doppelten Ursprung; sie ging einerseits aus einer profanen Wurzel hervor, aus der griechisch-römischen Antike, und andererseits aus einer sakralen, der christlichen Religion. Beide Komponenten gelangten durch das Nadelöhr der europäischen Überlieferung, das siebte Jahrhundert, von der Spätantike ins Frühmittelalter, und sie wurden von dort, teils sich gleichbleibend, teils sich wandelnd, weitergegeben an die späteren Epochen. Sie waren seit jeher auch schulmäßig, als Inhalte des Lehrplans, zubereitet: es gab fest umrissene, überschaubare Inbegriffe von Texten. Für den christlichen Inbegriff, für dessen Kern, die Bibel, bürgerte sich schon in der Spätantike der Ausdruck „Kanon“, „Richtschnur“, ein, und ins Corpus der bewahrungswürdigen antiken Werke war aufgenommen worden, was sich während der römischen Kaiserzeit als unentbehrlich erwiesen hatte, sei es für die allgemeinbildende, die grammatisch-rhetorische, sei es für die fachwissenschaftliche Unterweisung.

Der Lehrplan der europäischen Schule sollte stets auch der Aufgabe genügen, die je heranwachsende Generation auf die Erfordernisse des praktischen Lebens vorzubereiten. Schon das Kloster der Karolingerzeit machte seine Zöglinge mit den elementaren Fertigkeiten des Lesens und Schreibens vertraut. Doch der Hauptzweck der höheren Schulbildung bestand bis zum 19. Jahrhundert darin, den Lernenden eine geistige Orientierung zu vermitteln: durch Werte oder Ideale, die vorgegeben waren, die sich aus der jeweiligen Realität nicht ableiten ließen. Der christliche Kanon enthielt neben der Bibel vor allem Bibelkommentare sowie Texte, die für die Liturgie benötigt wurden. Das weltliche Schriftencorpus wiederum setzte sich aus den Werken der klassischen römischen - und später auch der griechischen - Autoren zusammen sowie aus Lehrbüchern der sogenannten Artes liberales, der „Freien Künste“, mit der Grammatik und der Rhetorik an der Spitze. Diese beiden Kanones, wie man sie kurz nennen kann, waren grundverschieden, aber nicht unverträglich, solange sich der weltliche Kanon, insbesondere die Artes, die wissenschaftlichen Disziplinen, mit einer dienenden Rolle gegenüber der Religion begnügten, und so wurden sie denn gemeinsam tradiert, die Artes als Vorstufe der Theologie, als unabdingbare Voraussetzung für das Bibelverständnis. Erst mit der Aufklärung, als die Theologie entthront und von der Philosophie als oberster Instanz des Wissens und Urteilens abgelöst wurde, gerieten die beiden alt-überkommenen Kanones derart zueinander in Widerspruch, dass der weltliche, der humanistische Kanon den christlichen ausschloss.

Man kann den doppelten Kanon der europäischen Bildungstradition mit dem Zettel, der Kette eines Gewebes vergleichen: der christliche Glaube und die humanistische Gelehrsamkeit sind in diesem Gewebe die in Längsrichtung verlaufen - den Fäden. Und der Einschlag, der Schuss, der das Gewebe erst zum Gewebe macht, wird durch das Auf und Ab repräsentiert, durch die Phasen der Blüte und des Verfalls, der Dynamik und der Stagnation, die das Weberschiffchen der Zeit in das Bildungswesen eingeflochten hat. Drei Phasen der Blüte, der Dynamik heben sich heraus. drei Gipfelepochen, die die europäische Schule tief und nachhaltig geprägt haben: die Zeiten Karls des Großen, Luthers und Goethes. die Zeiten der karolingischen Erneuerung des Frankenreiches, des Humanismus und der Reformation sowie der Weimarer Klassik.

Karl der Große hat nicht nur den fränkischen Staat und die Kirche, sondern auch das Bildungswesen reorganisiert, nach dem Vorbild der Epoche, die den unruhigen Zeiten des Völkersturms vorangegangen war. der Spätantike, der letzten Phase des Imperium Romanum. Er richtete an seinem Hofe eine Musteranstalt ein und befahl, dass in den Klöstern und Bischofssitzen seines Reiches Schulen zu unterhalten seien, und so taten sich allerorten Kloster- und Domschulen auf, die beiden Typen von Lehranstalten, die bis zur Reformation das Fundament des höheren Unterrichts bildeten.

Der Lehrplan dieser Schulen hatte einerseits die Artes liberales, insbesondere die Grammatik, und andererseits die Heilige Schrift zum Gegenstand. Mit „Grammatik“ ist im ganzen Mittelalter stets die lateinische gemeint (andere Grammatiken gab es noch nicht) - als Ausdrucks- und Verständigungsmittel für die Verwaltung, das Urkundenwesen und die Wissenschaft kam in der fränkischen Vielvölkermonarchie allein das Lateinische, die einstige Sprache des römischen Reiches und die gegenwärtige der Kirche, in Betracht. Es ist kaum nötig zu erwähnen, dass der weltliche Teil des mittelalterlichen Lehrplans dem christlichen gänzlich untergeordnet war; er fungierte lediglich als Propädeutikum für die Bibel, die Glaubenslehre und den Gottesdienst. Der Anspruch der Religion war total; für alle Beschäftigung mit weltlicher Wissenschaft gab es nur eine Legitimation: das bessere Verständnis der Heiligen Schrift. Es ging bei allem Streben um nichts Geringeres als um das ewige Leben: ut ...populum Dei ad pascua vitae aeternae ducere studeatis, "dass ... ihr das Volk Gottes zu den Weidegründen des ewigen Lebens zu führen sucht", verlautet, an den Klerus gerichtet, in einem Gesetze Karls.

Als sechs bis sieben Jahrhunderte nach Karl die Humanisten auftraten - erst in Italien, dann in der ganzen westlichen Sphäre Europas -, gab es nicht nur Kloster- und Domschulen, sondern auch Universitäten; an denen die Artes liberales (in den hiernach benannten Artistenfakultäten) sowie Theologie, Jurisprudenz und Medizin gelehrt wurden. Zwei nahezu gleichzeitige Ereignisse waren ihrem Wirken überaus förderlich: die Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 und die Erfindung der Buchdruckerkunst. Das erstgenannte Faktum hatte zur Folge, dass zahlreiche griechische Gelehrte und griechische Handschriften in den Westen gelangten - der weltliche Kanon gewann erst jetzt durch die Einbeziehung der griechischen Literatur seine Vollgestalt. Die Entdeckung des Buchdrucks wiederum gab den Humanisten ein willkommenes Mittel an die Hand, ihre Ideen zu propagieren und ihren Werken zu großer Verbreitung zu verhelfen.

Sie waren sowohl Gelehrte als auch Schriftsteller und Dichter, und so richteten sie ihr Hauptaugenmerk auf die Erneuerung der lateinischen Sprache und Literatur. Ihr Programm suchte die Entwicklung, die das Lateinische seit der Kirchenväterzeit und zumal während der Scholastik im Vokabular und in der Syntax genommen hatte, rückgängig zu machen; sie erhoben den Sprachgebrauch der antiken Autoren, insbesondere Ciceros, zur alleinigen Richtschnur ihrer eigenen Praxis. Durch ihr fruchtbares Wirken brachten sie in etwa anderthalb Jahrhunderten eine Literatur hervor, die nahezu alle Gattungen der Antike, darunter auch das Drama, wieder ins Leben rief.

Auf die erste Welle folgte die zweite: die heiteren Humanisten hatten noch nicht lange nördlich der Alpen Fuß gefasst, da traten auch schon die strengen Reformatoren auf den Plan. Die aber brachten im Bildungswesen nicht so sehr inhaltliche als vielmehr institutionelle Änderungen mit sich: aus den Kloster- und Domschulen wurden teils städtische, teils landesherrliche Anstalten. Denn die protestantische Ablehnung des Mönchtums entzog den kirchlichen Einrichtungen mit einem Schlage die personale Grundlage - es gab plötzlich keine Schulmeister mehr. Luthers Appell an die Städte, "dass

sie christliche Schulen halten und aufrichten sollen", sowie die Initiative einzelner Fürsten wie des sächsischen Herzogs Moritz schuf Abhilfe.

Die neuen Lehranstalten, nach ihrem Hauptzweck „Lateinschulen“ genannt, unterschieden sich dadurch von ihren Vorgängerinnen, dass sie beide alte Sprachen zu lehren pflegten und - auf Kosten der christlichen Literatur - die antiken Klassiker in den Mittelpunkt stellten. Hiermit verschoben sich die Gewichte erheblich zugunsten des weltlichen, des humanistischen Kanons. Gleichwohl hat sich das Verhältnis zur Religion nicht gelockert: die Lateinschule war und blieb streng in das kirchliche Leben eingebunden.

Der dritte Höhepunkt in der Geschichte des Bildungswesens, der sogenannte Neuhumanismus und sein Erzeugnis, das Gymnasium des 19. Jahrhunderts, braucht nur noch kurz gestreift zu werden. Europa ist inzwischen ins Zeitalter der Aufklärung eingetreten, und die christliche Religion hat aufgehört, die beherrschende Mitte des gesamten öffentlichen und privaten Lebens zu sein. Für die höhere Schule war vornehmlich von Belang, dass nunmehr dem Lateinischen als dem bisherigen gesamteuropäischen Verständigungsmittel der Gelehrten die Stunde schlug und die Nationalsprachen zur alleinigen Matrize aller Literatur und Wissenschaft wurden. Der Neuhumanismus zog aus alledem die Konsequenzen. Die Beschäftigung mit der Antike verselbständigte sich zu einer eigenen Disziplin, der Altertumskunde. und der Lateinunterricht beschränkte sich, indem er auf das bisherige Hauptziel, das Reden- und Schreibenkönnen, verzichtete, auf die Lektüre der römischen Autoren und wurde zum reinen Bildungsfach. Den das Ganze durchdringenden Gedanken steuerten die Weimarer Klassiker bei, die aus ihrem Bild von den alten Griechen ihr Humanitätsideal ableiteten. Die Waagschale im Lehrplan des höheren Unterrichts hat sich nunmehr gänzlich zugunsten des humanistischen Kanons geneigt. Die alten Sprachen beanspruchen die Hälfte der Unterrichtszeit; das Christliche ist auf den spärlichen Religionsunterricht reduziert. Das Schulwesen wird nicht mehr von der Kirche oder den Kommunen, sondern vom Staat verwaltet, und im Gymnasium wirken nicht mehr auf eine Pfarrstelle wartende Theologen, sondern Lehrer, die ein eigens für sie eingerichtetes Studium, das philologische, absolviert haben.

Die humanistische Bildung, im 19. Jahrhundert der Horizont, der alle umschloss, die einen akademischen Beruf ausübten, Engländer, Russen oder Italiener, Juristen, Ärzte oder Ingenieure, ist im Verlauf des 20. Jahrhunderts untergegangen, hier früher, dort später, teils allmählich, teils in kräftigen Schüben. Hiermit aber endete zugleich ein bildungsgeschichtliches Kontinuum, das bis in die Anfänge Europas zurückreicht, und deshalb lässt nur ein Blick auf das Ganze dieses Kontinuums die 'Fallhöhe' dessen erkennen, was sich im 20. Jahrhundert ereignet hat. Das neuhumanistische Gymnasium war keine creatio ex nihilo; es stand auf den Fundamenten der Lateinschule, und diese wiederum war nach dem Grundriss der Klosterschule errichtet worden.

III

Religion lässt sich nicht unter 'Kultur' subsumieren, so sehr sie sich auf alle Bereiche dessen, was wir 'Kultur' nennen, prägend ausgewirkt hat, und Bildung, der Zugang des einzelnen zur Kultur, kann sich in großer Distanz zu religiös fundierten Überzeugungen halten. Trotzdem wurde ein Katalog von Gegenständen, die Bibel und das Christentum betreffend, angekündigt, deren Kenntnis für einen Abiturienten wünschbar sei, sofern er am Kulturganzen teilhaben, kurz, gebildet sein möchte. Wissen und Verstehen sind eben unabdingbare Voraussetzungen für alles Weitere, z.B. für jegliche Form von Erleben - wie in der Kunst, so auch in der Religion.

Der altmodische Ausdruck 'gebildet' wurde mit Bedacht gewählt; er sollte auf das bürgerliche Zeitalter verweisen. Denn dessen 'Bildung' lässt sich allein mit den Kategorien 'Aufklärung' und 'Neuhumanismus' nicht hinlänglich charakterisieren; zur bürgerlichen Bildung gehörte auch, was die Romantik, eine gesamteuropäische Erscheinung, und auf wissenschaftlichem Gebiet der eng mit ihr verwandte Historismus entdeckt haben. Unter Historismus versteht man die Lehre von der Geschichtlichkeit der menschlichen Existenz. Der Historismus wandte sich vom Rationalismus und Fortschrittsglauben der Aufklärung ab und behauptete die durch Zeit und Ort bedingte Relativität alles menschlichen Wissens und Denkens. Er enthielt Elemente, die aus heutiger Sicht als fragwürdig erscheinen, wie die auf Montesquieu und Herder zurückgehende Doktrin vom 'Volksgeist' als einer das Wesen der Nationen prägenden Kraft.

Der Historismus als Methode, in unserer Zeit eindrucksvoll entfaltet von Hans Georg Gadamer, ist eine hiervon unabhängige, nach wie vor gültige Gegebenheit. Er begreift den Menschen in christlicher Tradition als personales, der Veränderung fähiges Wesen. Seine Hermeneutik zielt daher auf das Individuelle und in ständiger freier Entwicklung Befindliche aller historischen Phänomene; dieses Individuelle und Sich-Entwickelnde sucht er auf Grund der jeweiligen Quellen möglichst präzise zu erfassen. In diesen Prinzipien stimmt die historistische Sichtweise mit der europäischen Moral und dem europäischen Recht überein: in beiden Bereichen herrscht der Grundsatz, dass der Mensch als Person, als je besonderes, einmaliges Subjekt zu würdigen sei. Auch die Bibel ist eine historische Größe; auch sie muss in allen ihren Teilen und als Ganzes mit Hilfe der Hermeneutik des Historismus erfasst und gedeutet werden. Die Fremdheit des Alten Testaments hat einst - wie die Fremdheit Homers - das historische Denken in Gang gebracht: ein Werk des Oxforder Gelehrten Robert Lowth, *De sacra poesi Hebraeorum*, erschienen im Jahre 1753, zählt zu den Wegbereitern des Historismus. Für den christlichen Religionsunterricht darf allerdings nichts wichtiger sein als das Geschehen, das sich in den Evangelien und in der Apostelgeschichte spiegelt, und der Katalog wünschbarer historischer Gegenstände hat hier seinen Mittelpunkt.

Das Leben und Wirken Jesu als Zentrum allen historischen Deutens: von welcher Art waren die Voraussetzungen dafür, die sozialen, politischen und geistigen? Schon die Weihnachtsgeschichte enthält, so populär sie ist oder jedenfalls war, des Erklärungsbedürftigen die Fülle: die Geo- und Ethnographie Palästinas, die hellenistische Kultur und die römische Verwaltung gehören dazu, und der Blick reicht sofort von Bethlehem, dem unscheinbaren Geburtsort Davids, bis zur fernen Weltstadt Rom. Die historische Betrachtung nimmt sich also zuerst der horizontalen Dimension an, wie es der berühmte Synchronismus von Lukas 2 nahegelegt: "Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging." Dass die Aufgabe, in die jüdisch-hellenistisch-römische

Umwelt Jesu und des Urchristentums einzuführen, durch das Verschwinden der humanistischen Bildung nicht erleichtert worden ist, leuchtet gewiss ohne weiteres ein.

Über dem historischen Aspekt sollte der literarische nicht vernachlässigt werden, jedenfalls nicht in der Oberstufe. Das Neue Testament ist nicht vom Himmel gefallen, und eine Quintessenz von alledem, was in philologischer Hinsicht von Overbeck bis zur Bultmann-Schule geleistet worden ist, sollte aufgeweckte junge Leute geradezu faszinieren. Die christlichen Urgattungen, das Evangelium zumal und die Apostelgeschichte, ihre Struktur und ihr Zweck, illustriert nicht nur an kanonischen, sondern auch an apokryphen Beispielen: nichts ist so fesselnd und einprägsam wie das Vergleichen und das Gewinnen von Ergebnissen durch Induktion. Man braucht nicht die ganze zweibändige Sammlung der *Acta apostolorum apocrypha* durcharbeiten, um einzusehen, aus welchen theologischen Gründen einzig und allein die Apostelgeschichte des Lukas in den Kanon aufgenommen wurde und alle anderen nicht. Dann die kleinen Gattungen innerhalb der Evangelien, die Apophthegmen und Herrenworte, die Wundergeschichten und insbesondere die Gleichnisse: die Analyse der voneinander abweichenden Fassungen bei den Synoptikern hat nur für einen oberflächlichen Betrachter etwas in einem unangenehmen Sinne Aufklärerisches: sie zwingt zu wiederholter genauer Betrachtung von Texten und erzielt so einen Nebeneffekt, der sich heutzutage mit Auswendiglernen kaum noch erreichen lässt: sie ist Vehikel der Mnemotechnik.

Auf die Horizontale muss die Vertikale, auf den Querschnitt 'Zeitalter des Augustus' müssen Längsschnitte folgen: in die Richtung der Kirchengeschichte (wie wurde aus der Lehre Jesu eine Weltreligion?) und in die entgegengesetzte Richtung, wie sie durch die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments bezeugt ist. Was die Kirchengeschichte angeht, so nenne ich nur die antiken Gegebenheiten: das jüdische und das hellenistische Urchristentum, die Mission im römischen Reich, die Verfolgungen und den Aufstieg zur Staatsreligion - was sich größtenteils durch die Anfänge der christlichen Kunst illustrieren lässt. Vor fünfzig Jahren konnte man noch, von einem Mönch geführt, als einzelner im Schein einer Kerze durch die römischen Katakomben streifen: jetzt findet nur noch elektrisch ausgeleuchteter Massentourismus statt. Doch die ältesten Kirchen mit ihrem hieratischen Schmuck haben ihren Zauber noch nicht eingebüßt.

Schließlich bedarf die Vorstufe des Christentums, die jüdische Religion, der Vermittlung. Obwohl Jan Assmann mit der von ihm propagierten Hypothese recht hat, dass der jüdische Monotheismus auf den Sonnenkult zurückgeht, den Amenophis IV., genannt Echnaton, in Ägypten einzuführen versucht hat? Wie dem auch sei, die Gestalt des Moses verdient gewürdigt zu werden, und dann die Geschichte von Israel und Juda, die Babylonische Gefangenschaft, die Rückkehr und das theokratische Regiment und schließlich die Herrschaft der Ptolemäer, der Seleukiden und der Römer, ist es zu viel verlangt, wenn das Wichtigste von dem zum Pensum gemacht wird, was der Althistoriker Manfred Clauss unter dem Titel "Das alte Israel" auf wenig mehr als hundert Seiten geschildert hat?

Nur wer sich einige Kenntnisse vom etwa tausendjährigen Hintergrund des Alten Testaments verschafft hat, kann sich eine Vorstellung vom wechselseitigen Verhältnis der beiden biblischen Testamente und der darin beurkundeten Religionen machen. "Ihr sollt nicht wähen, dass ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen" - so Jesus in der Bergpredigt. Auf diesem Wort beruht einer der wirkungsmächtigsten Auslegungsmodi der Bibel, die Typologie, d.h. die Parallelisierung von alt- und neutestamentlichen Szenen mit dem Ziel, die ersteren, die alttestamentlichen Szenen, als Vorankündigungen der letzteren zu deuten.

Doch auch um der jüdischen Geschichte und Religion selbst willen gehört das alte Israel zum christlichen Religionsunterricht. Geschichte und Religion der Juden sind, wie ein Blick auf den jüdischen Festkalender zeigt, eng miteinander verwoben. Man könnte die jüdische Religion geradezu als Gedenkreli­gion bezeichnen. "Als das alte mit Tabus verknüpfte Mond- und Frühlingsfest des Passah in die Feier der Heilstat Gottes im Auszug aus Ägypten verwandelt wird", schreibt der Religionswissenschaftler van der Leeuw, "fängt etwas gänzlich Neues an." Ich bin daher überzeugt und habe das auch öffentlich zum Ausdruck gebracht, dass die beiden Protagonisten der sogenannten Walser-Bubis-Debatte weithin aneinander vorbeigeredet haben: Walser verwendete einen ethisch fundierten, an das Gewissen des einzelnen gebundenen, also letztlich christlichen Erinnerungsbegriff; was Bubis einklagte, war hingegen nichts anderes als die jüdische, in die Religion und den Kult eingebundene Tradition des Gedenkens, des kollektiven Rückblickens auf die Glücks- und Unglücksfälle der Geschichte.

Die Wirkungsgeschichte der Bibel in der Literatur und der Kunst, als Beweis für die kulturelle Einheit Europas: so lautete das nächste Thema, das hier gestreift werden soll. Dabei handelt es sich - im Gegensatz zum vorigen Punkt, zum historischen Hintergrund der Bibel selbst - nicht um einen Stoff, der im Religionsunterricht vorkommen müsste. Er dient vielmehr zur Illustration der Behauptung, dass Bibelkenntnisse nicht allein um der Religion willen von Belang sind. Im Brockhaus findet man unter dem Stichwort 'Religion', bezogen auf die Zeit bis zur Säkularisierung, also bis zur Aufklärung, den folgenden lapidaren Satz: "Gesellschaft und Staat, Wissenschaft, bildende und darstellende Kunst sind in ihrer Entwicklung ohne den Einfluss der Religion und der Auseinandersetzung mit ihr nicht verstehbar." Hieran lässt sich schwerlich zweifeln, nur dass man sich fragt, warum nicht auch die Literatur zu den Gegenständen gerechnet wird, die ohne die Religion "nicht verstehbar" sind.

Diese Auslassung mag dadurch bedingt sein, dass die christliche Literatur - anders als die christliche Kunst - längst, d.h. seit dem 18. Jahrhundert, obsolet geworden ist. Die niederländische Malerei des Barock z.B. erfreut sich nach wie vor großer Berühmtheit, die zeitgenössische niederländische Dichtung hingegen, die ebenfalls in schönstem Flor stand, ist völlig vergessen, mit Ausnahme vielleicht des Joost van den Vondel. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass zwei Gattungen, die christlichen Gattungen par excellence, die Heiligenlegende und das Biblepos, von der Spätantike bis zum Barock die beliebteste Lektüre ganz Europas waren - sie verloren im 18. Jahrhundert so sehr an Terrain, dass sie seither als nahezu erloschen gelten müssen. Klopstocks "Messias" war bereits ein verspäteter Nachkömmling.

Von der Spätantike bis zum Barock: der Zeitraum, den diese beiden Begriffe umgrenzen, hat auch sonst viele Gemeinsamkeiten: sie sind allesamt durch das Christentum und dessen hohen Rang im gesamten öffentlichen und privaten Leben bedingt. Man glaubte in dieser Zeit, von Augustin bis Bossuet, die Reformatoren eingeschlossen, dass die Weltgeschichte ein einmaliger linearer Ablauf sei, der von der Schöpfung bis zum Jüngsten Gericht reiche, und es bereitete den Europäern größte Mühe, sich von diesem Weltbild zu lösen. Während derselben Zeit herrschte im Bereich der römischen Kirche jener Bilinguismus, der das Lateinische den Volkssprachen gegenüber dadurch privilegierte, dass es nicht nur als internationales Verständigungsmittel, sondern auch als Vehikel aller Wissenschaft diente. Und noch ein drittes Beispiel sei genannt: in der Zeit von der Spätantike bis zum Barock waren die Menschen auf die Zeichenhaftigkeit alles Seienden eingestellt. "Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis": diese Überzeugung fand vielfältigen Ausdruck in der

Kunst, in der Literatur und in der Theologie, als Bibelallegorese, als allegorische Fiktion, als Emblematik.

Der durch die Religion bedingten Gemeinsamkeiten in dem genannten Zeitraum sind so viele, dass man sich fragen muss, ob es mit der konventionellen Periodisierung der europäischen Geschichte seine Richtigkeit hat. Sie geht auf die italienischen Humanisten zurück, auf deren Bestreben, in der lateinischen Sprache sowie in den Künsten und Wissenschaften die Antike wiederherzustellen; ihr Missbehagen an der *media aetas*, dem "mittleren Zeitalter", führte zu dem Dreischritt 'Antike - Mittelalter - Neuzeit', der gegen Ende des 17. Jahrhunderts von Christoph Cellarius zum ersten Male auf die Weltgeschichte angewandt wurde. Die christliche Ära liegt quer zu dieser Einteilung, da sie außer dem Mittelalter auch die Spätantike und die frühe Neuzeit umfasst. Ich würde einer Periodisierung den Vorzug geben, die die Antike schon im 3. Jahrhundert, mit der Anerkennung der christlichen Religion durch Konstantin, enden und die Neuzeit erst mit der Säkularisierung im 18. Jahrhundert beginnen lässt.

Wie dem auch sei, die Bibel hat in der Kunst und Literatur Europas bis zum 17. Jahrhundert eine dominante Rolle gespielt, und sie spielt seither, und zwar bis auf die Gegenwart (wie auch Wiegand zu Recht konstatiert hat), eine wichtige Rolle. Wenn man nun versucht, sich einen Überblick über die immense Hinterlassenschaft des christlichen Europa zu verschaffen, dann tut man gewiss gut daran, lexikalische Hilfsmittel zu Rate zu ziehen. Hier wurden für die Literatur das Standardwerk Elisabeth Frenzels, "Stoffe der Weltliteratur", und für die Kunst "Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten", von Hiltgart Keller, benutzt. Die Resultate, die sich daraus ergeben, sind in hohem Maße ungenau, und zwar vor allem im Falle der Literatur, da das Werk von Frenzel nur Dichtungen enthält, in denen ein biblisches Geschehen oder eine biblische Gestalt den Stoff für das Ganze abgegeben hat.

In der Literatur herrscht das Alte Testament vor. Von Adam und Eva bis Susanna haben ungefähr dreimal so viele Sujets des Alten Testaments zu immer neuer Formung eingeladen wie Sujets des Neuen. Dieser Befund muss nicht überraschen. Schon die Biblepik der Spätantike lässt erkennen, was ihn verursacht hat. Die Dichtungen, die sich damals des Stoffes der Evangelien annahmen, waren Paraphrasen des überlieferten Textes; sie wagten lediglich auf der Ebene des Stils von der Vorlage abzuweichen. Die Bearbeiter von alttestamentlichen Sujets hingegen verstanden sich mitunter zu überaus freien, erfindungsreichen Gestaltungen, allen voran Avitus, dessen Epos wahrscheinlich auch Miltons "Paradise Lost" beeinflusst hat. Die Stoffe des Alten Testaments standen in etwa den griechischen Mythen gleich: hier glaubte man ausmalen und sich in Details von den Quellen entfernen zu dürfen. Die Evangelienhandlung hingegen war derart stark religiös besetzt, dass man sie, wenn man sie überhaupt zur Vorlage für eine Dichtung auserkor, möglichst genau wiederzugeben suchte, was begrifflicherweise der poetischen Qualität nicht förderlich war.

In die "Stoffe der Weltliteratur" haben lediglich Jesus, Johannes der Täufer, Judas Ischarioth, Maria, Maria Magdalena, Paulus sowie Herodes und Marianne Aufnahme gefunden. von denen die an letzter Stelle Genannten nur ganz am Rande zum biblischen Personal gehören. Im Falle von Jesus muss von den Oratorien abgesehen werden, da es dort vor allem auf das andere Medium, die Musik, ankommt. und zu den reinen Jesus-Dichtungen konstatiert Frenzel, dass die "überkünstlerische, religiöse Bedeutung des Stoffes seine freiere Entfaltung verhindert" habe. Bei Johannes dem Täufer lockte vor allem die Geschichte von seinem Ende; bei Paulus stand das Damaskus-Erlebnis, die Bekehrung,

im Mittelpunkt. Wie keine andere Gestalt des Neuen Testaments hat die Gottesmutter die Dichter inspiriert; die Marienlyrik hat im Mittelalter und dann wieder in der Romantik ihre schönsten Blüten hervorgebracht. Bei den Gestaltungen alttestamentlicher Stoffe kam es, je moderner sie waren, desto weniger auf innerbiblische Bezüge und desto mehr auf das Allgemeinmenschliche an; ein spezifisch religiöser Gehalt lässt sich oft nicht mehr dingfest machen. Anders steht es jedoch mit der Figur des Moses; als Beispiel sei die unvollendete Oper Schönbergs, "Moses und Aron", genannt. Zu den beliebtesten Sujets gehören das Paradies und der Sündenfall, Kain und Abel sowie Simson - und vor allem das in sich geschlossene Erzählkontinuum Abraham - Isaak - Jakob - Joseph. Unter den Frauengestalten ragen Esther und Judith hervor; oft behandelt wurden auch das Opfer, das Jephtha an seiner Tochter vollziehen musste, sowie die Rettung Susannas durch den Richterspruch des Daniel.

Auf die Malerei, die jetzt noch kurz gewürdigt werden soll, trifft offensichtlich das Gegenteil zu: das Neue Testament war ihr seit jeher weitaus wichtiger als das alte, und keine Gestalt ist auch nur entfernt so häufig und in so vielen Szenen dargestellt worden wie Jesus. Die Dichter konnten sich nicht entfalten, ohne vom heiligen Text abzuweichen, und deshalb scheuten sie vor neutestamentlichen Sujets zurück. Für die Maler hingegen enthielt das Erfordernis, einen Ausschnitt aus dem biblischen Geschehen in ein neues Medium, ins Bild, zu transponieren, künstlerischen Anreiz genug, und ihre Erzeugnisse pflegten im Sakralraum, während der Gottesdienstet als deren anschauliches Supplement, zugegen zu sein. Es bedarf keiner Aufzählung all der Stationen aus dem Leben Jesu, die tausendfach abgebildet wurden, oft nach festen ikonographischen Regeln und oft typologisch mit einer Szene aus dem Alten Testament verknüpft. Auch sonst sind die Evangelien in der Malerei viel vollständiger präsent als in der Literatur; zumal die Apostel und die Evangelisten, die Drei Könige und das Jüngste Gericht haben immer wieder als Motive gedient. Maria hat sich in der Bilderwelt zu behaupten gewusst wie in der Literatur: für die Szenen aus ihrem Leben wurde auch apokryphe Überlieferung verwendet. Es braucht kaum noch eigens festgestellt zu werden, dass die sakrale Malerei viel weniger Neigung gezeigt hat, sich vom originären religiösen Gehalt ihrer Sujets zu entfernen als die entsprechende Literatur.

Unerörtert müssen die unzähligen Spuren bleiben, die die Bibel den modernen europäischen Sprachen aufgeprägt hat, dem Deutschen vor allem im Gewande der Übersetzung Luthers. Die Liste der Wendungen, die Büchmann als der Bibel entlehnt verzeichnet, erstreckt sich über fünfzig Seiten: darunter findet sich mancher unscheinbare Ausdruck, dessen biblische Provenienz man nicht vermutet hätte, wie "Im Dunkeln tappen", "Vom Scheitel bis zur Sohle" oder "Das ist mir zu hoch". Man muss eben berücksichtigen, was findige Statistiker errechnet haben: dass schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts in fast jedem zweiten evangelischen Haushalt eine Lutherbibel vorhanden war und dass sie dort bis zum 18. Jahrhundert meist das einzige Buch gewesen ist.

IV

Jetzt bleibt noch, die zu Beginn angekündigte Summe zu ziehen: wie soll man den jungen Leuten alle die als notwendig erachteten Voraussetzungen für den sachgerechten Umgang mit der Bibel vermitteln; woher soll man die Zeit nehmen, und woher die Argumente, die die Beschäftigung mit der Bibel als lohnend erscheinen lassen? Gewiss, die Einführung in die Tradition allein genügt nicht - diese Maxime trifft im Grunde auch auf die griechische Philosophie zu oder auf das römische Recht oder was sonst noch beschworen zu werden pflegt, wenn es gilt, zur Mitwirkung am Bau des künftigen Europas zu ermuntern.

Andererseits aber sind gediegene Kenntnisse unabdingbar für alles Weitere – von Horst Klaus Berg ersehe, ein auch im heutigen Religionsunterricht anerkannter Grundsatz.

Die Einführung in die Tradition: es fragt sich, in welchem Ausmaß und in welcher Weise sie stattfinden soll. Die Lehrpläne geben über den jetzigen Zustand hinlänglich Auskunft, und für einige Illustration sorgen die zugehörigen Unterrichtshilfsmittel. Der evangelische Lehrplan für Württemberg enthält für die beiden oberen Klassen des Gymnasiums sechs Pflichtkurse. Hiervon hat allein der letzte - er ist "Jesus Christus" betitelt - ein massives biblisches Fundament: er stützt sich vor allem auf die Synoptiker. Die übrigen fünf Pflichtkurse bieten Sachgebiete an, die durch moderne Begriffe umschrieben werden: "Glaube und Naturwissenschaft", "Kirche in der Welt von heute - Der Öffentlichkeitsauftrag der Christen", "Soziale Gerechtigkeit -Einführung in die Sozialethik", "Gottesglaube -Atheismus" und "Was ist der Mensch?" Die Beschreibungen dieser Kurse verweisen in vier Fällen auf Konglomerate von Bibelstellen, buntgemischt aus den verschiedenen Teilen des Alten und Neuen Testaments. Der fünfte, der Kurs "Soziale Gerechtigkeit", verzichtet auch hierauf. Wenn man sich nun von den beiden Oberklassen aus nach rückwärts wendet, dann trifft man überall ähnliche Verhältnisse an: die Sachthemen, auch 'problemorientierter Unterricht' genannt, herrschen vor, und die biblischen Themen bilden eine kleine Minderheit. In Klasse 11 steht ein lapidar "Die Bibel" benannter Kurs obenan: für die Jahrgänge der Mittelstufe ist nur ein einziges Bibelpensum verzeichnet: das Theodizeeproblem, das an Hand von Hiob behandelt werden soll.

Nun wurden bislang nur die obligatorischen Unterrichtseinheiten genannt: es gibt außerdem noch die fakultativen, in denen ebenfalls gelegentlich ein biblisches Pensum erscheint. Man möchte daher annehmen, dass ein Lehrer, dem es ernst ist mit der Bibel, durch die amtlichen Pläne nicht daran gehindert wird, eine gewisse Auswahl davon zu vermitteln. Gleichwohl ist die Ausbeute dürftig, und man ist versucht, die Vermutung zu äußern, dass ein Zusammenhang zwischen dem gegenwärtigen Religionsunterricht und der von Wiegand, Schöne und anderen (zu denen auch Religionsdidaktiker wie Berg gehören) beklagten Bibel-Unkenntnis besteht. Insbesondere längere Erzählzusammenhänge in den geschichtlichen Büchern scheinen geradezu verpönt zu sein - den Stoff z.B., aus dem Thomas Manns Roman "Joseph und seine Brüder" gemacht ist, sucht man vergebens.

Gegen diese Klage lässt sich geltend machen, dass der Religionsunterricht nicht allein die Aufgabe hat, in die Bibel einzuführen, dass es ihm vielmehr darüber hinaus obliegt, theologische Probleme und Probleme aus der Lebenswelt der Schüler zu behandeln und dass sich diese Ziele am besten durch systematisch aufgebaute thematische Einheiten verwirklichen lassen. Es ist offenbar anerkannter Grundsatz, dass der heutige Religionsunterricht auch seelsorgerliche Funktionen habe - so erkläre sich, dass Sexualität, Drogenkonsum und ähnliche Probleme, die mit Religion von Hause aus wenig zu tun haben, ausführlich behandelt werden. Der Religionsunterricht fungiert somit als Lückenbüsser in Fragen, deren Klärung früher vom Elternhaus wahrgenommen wurde. Wenn dem so ist, wenn es also neben den biblischen und theologischen Themen auch solche mit erfahrungsbezogenem Schwerpunkt geben muss, dann fragt sich immer noch, ob es mit den quantitativen Verhältnissen und den Methoden zum besten bestellt ist. Eine Didaktik scheint in dieser Hinsicht besonders weit vorgeprellt zu sein, das "Neue Handbuch des Religionsunterrichts" von Otto, Dörger und Lott, ein geradezu verwegenes Unternehmen, das gleichwohl vier Auflagen erlebt hat. Dort findet man außer "Christentum" und "Kirche" eine Sequenz von Abstraktionen wie "Konflikt", "Gehorsam", "Angst", "Sexualität" usw.; die Bibel wird in diesem beinahe 400 Seiten starken Werk auf insgesamt sechseinhalb Seiten

abgetan. Mit dieser Relation stimmt offenbar auch der Inhalt des Werkes überein, worin vom Religionsunterricht der Orientierungsstufe verlautet, er sei Sachunterricht, der sozialwissenschaftliche, naturwissenschaftlich-technische und historische Information "mit religiös-theologischem Hintergrund" vermittele, und von dem in der Sekundarstufe I, dass er "an Problemen und Situationen der Schüler" orientiert sei. Dieses Erzeugnis, das unverkennbar von der Phraseologie des Neomarxismus imprägniert ist, bekennt sich übrigens zur Gesamtschule als der "Schule der Zukunft".

Einst war die Philosophie die Magd der Theologie. Jetzt scheint die Bibel weithin zur Magd einer popularphilosophischen *Communis opinio* in Fragen der Politik, der Moral, der Psychologie usw. geworden zu sein. Die Verfasser von Lehrplänen und Unterrichtshilfsmitteln haben sich gründlich in der jeweils einschlägigen Literatur umgesehen, was sie gern durch Verzeichnisse mit Hunderten von Titeln zu erkennen geben. Die armen Bibelzitate gehen unter in einem dichten Gewebe moderner Meinungen.

Der Hang zum Abstrakten ist keine Spezialität des Religionsunterrichts. Auch bei anderen Disziplinen zeigt die Didaktik Neigung, überlieferte Texte aufzulösen und mit Hilfe eines modernen Begriffsapparates neu zu ordnen. Es muss in jedem Falle ein Gegenwartsbezug herauspräpariert werden, und sei er noch so trivial. Das sogenannte Regietheater geht oft in derselben Weise vor: das dichterische Werk wird zur Verfügungsmasse für aktuelle Probleme oder solche, die dafür gelten. In der Philologie sind offenbar auch manchmal die Theorien über die Texte wichtiger als die Texte selbst, und damit könnte es zusammenhängen, dass man sich jetzt lieber als Literaturwissenschaftler bezeichnet denn als Philologe. Ein bekannter Anglist hat eine Untersuchung über "Spielstrukturen in Shakespeares Komödien" veröffentlicht; dort sieht es so aus, als solle nicht die Theorie benutzt werden, das Dichterwort zu erklären, sondern das Dichterwort, die Theorie zu illustrieren. Ich vermag den Beruf des Philologen nur als Dienst an überlieferten Texten zu verstehen. Dies schließt nicht aus, dass auch über die dabei verwendeten Methoden nachgedacht und die Frage *Quid ad nos?*, Was geht das uns an? gestellt wird.

Unsere Zeit ist offenbar so narzisstisch, so sehr mit sich selbst beschäftigt, dass sie all das, was in vielen Jahrhunderten in anderen kulturellen Zusammenhängen und in anderen Epochen von den klügsten Köpfen ihrer Zeit gedacht und geschrieben worden ist, nicht erst bei sich selbst belassen und um seiner selbst willen betrachten kann, dass sie vielmehr schon im ersten Zugriff nach dem Nutzen fragen zu müssen glaubt, der für sie dabei herauspringt. Der Religionsunterricht könnte zu einem größeren Quantum Bibelkenntnis anleiten, wenn er diese Mode nicht oder nicht im bisherigen Maße mitmachte, wenn er z.B., statt von den modernen Problemen Fremdenfeindlichkeit oder Antisemitismus auszugehen, geeignete größere Bibeltexte zugrunde legte, also in diesen Fällen die Bücher Ruth und Esther, um von dieser Basis aus auch die modernen Probleme zu behandeln.

Man wird gegen diese Überlegungen einwenden, dass sie undurchführbar seien. "Die Bibel gehört zu den unbeliebtesten Inhalten des Religionsunterrichts". verlautet in der Didaktik von Berg. Muss dem so sein, oder ist dem nur so, weil die Jagd nach modernen Erkenntniszielen mit Hilfe moderner Begriffe längst vorherrscht, so dass die Lektüre und Exegese der Bibel wie ein Rückfall in archaische Zeiten wirkt? Ich weiß auf diese Frage keine Antwort. Doch zu der Erkenntnis glaube ich immerhin durch meine Beschäftigung mit dem gegenwärtigen Religionsunterricht gelangt zu sein, wenn ich Religionslehrer wäre, dann würde ich mit Entschiedenheit nach Erhöhung des jetzt nur zwei Stunden betragenden Deputats streben. Da der Religionsunterricht auch Lebenshilfe und Weltorientierung geben soll, braucht er mehr Zeit, um nicht zu versäumen, was er als

christlicher Religionsunterricht unbedingt geben sollte, eine gediegene Einführung in die Bibel.

Gez. für die Richtigkeit
Peter Steinle / Andrea Domler